

Goethe und Hesse

Goethes Einfluß auf Hesse im Spiegel der Entwicklungsgedanken beider Dichter

„Unter allen deutschen Dichtern ist Goethe derjenige, dem ich am meisten verdanke, der mich am meisten beschäftigt, bedrängt, ermuntert, zu Nachfolge oder Widerspruch gezwungen hat“¹, heißt es in Hermann Hesses Aufsatz *Dank an Goethe*.

Hesse hat einige Aufsätze und Besprechungen über Goethe geschrieben, die unter dem Titel *Dank an Goethe* mit einem Essay des georgischen Goethe- und Hesse-Forschers Reso Karalaszvili 1975 als Insel-Taschenbuch (129) erschienen. Der Band enthält u.a. *Goethes Briefe* (1904), *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1911), *Erste Fassung von 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung'* (1912), *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter* (1919), *Goethes Ehe in Briefen* (1921), *Goethe und Bettina* (1924), *Über Goethes Gedichte* (1932), den auf die Anregung von Romain Rolland für die Goethenummer der Zeitschrift *Europe* entstandenen *Dank an Goethe* (1931/1932) und *Goethe und das Nationale* (1949).

Goethes Einfluß auf Hesse läßt sich jedoch nicht allein aufgrund der Goethe-Studien, der Rezensionen und brieflicher Erwähnungen nachvollziehen, sondern durch zahlreiche mittelbare und unmittelbare Reminiszenzen oder intertextuelle Bezüge auch in Hesses belletristischen Werken, in zahlreichen Gedichten und Prosawerken.

Noch wichtiger sind jene tiefer liegenden Einflußbereiche, die – auch wenn toposartig – den geistigen Hintergrund des strukturgestaltenden Konzepts der Werke von Hesse bilden.

Die größeren Goethe-Aufsätze spiegeln den jeweiligen kulturellen Kontext der Zeit sowie Hesses jeweilige geistige Auffassung wider. In der frühen Wilhelm-Meister-Studie wird vor allem die letzte große Epoche des europäischen Kulturgutes, das 18. Jahrhundert, heraufbeschworen, deren Anfang durch *Robinson Crusoe* und deren Ende durch *Wilhelm Meister* markiert wird. In dieser Epoche erzielte der Geist in jedem Bereich des Lebens – Kunst, Religion, Politik – unendliche Höhen, der Mensch war noch nicht zum Spezialisten eines kleinen Teilgebiets degradiert. Die Welt des Wilhelm Meister vermochte noch die von menschlichen Gesetzen geleitete und vernünftige, durch kein Chaos gefährdete Harmonie im Leben zu vertreten, in der die Liebe, insbesondere die des Dichters zu allen Menschenwesen und sein Glaube an die Kulturfähigkeit der Menschen walteten.

¹ Hermann Hesse: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden* (GW). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. Bd. 12, S. 145.

In *Goethe und Bettina* wird im Zusammenhang mit Hesses Genie-Auffassung Goethes Genius bewundert, der im Gegensatz zu vielen gefährdeten, früh verstorbenen oder wahnsinnig gewordenen Genies – wie etwa Novalis, Hölderlin, Kleist oder Nietzsche – die Krise der Selbstaufgabe überwinden und ein Vollendeter werden konnte. Die Figur des alten Weisen paßt hervorragend in Hesses Auffassung vom Genie, das durch einen Entpersönlichungsprozeß die vollkommene Einheit, das Ganze nach der mit dem Schöpfungsakt entstandenen Spaltung in ein polares System der Gestaltungen wiedererlangen kann. In diesem Sinne verkörpert die Gestalt des alten Goethe für Hesse keinen Menschen, sondern den Übermenschen schlechthin: „Je mehr sie [die Genies] sich ‘vollenden’, desto mehr nimmt ihr Leben wie ihr Werk die Tendenz an, sich aufzulösen, einer geahnten fernen Möglichkeit entgegen, die nicht mehr Mensch, höchstens noch Übermensch heißt.“²

Im Essay *Dank an Goethe* greift Hesse anhand von Harry Hallers Goethe-Traum im *Steppenwolf* noch einmal auf den vollendeten Meister zurück. Mit einer gewissen Distanz betrachtet Hesse Goethe in dreifacher Gestalt: als Dichter unterschiedlichen Niveaus, als Literaten und als Weisen. „Er [Goethe] war ferner ein ganz einmaliger Versuch zu einer Synthese der deutschen Genialität mit der Vernunft, zu einer Versöhnung des Weltmanns mit dem Himmelstürmer, des Antonio mit dem Tasso, der unverantwortlichen, musikalisch-dionysischen Schwärmerei mit einem Glauben an Verantwortlichkeit und sittliche Verpflichtung.“³

Der Gestalt des alten Meisters wird im Hesseschen *Svre* eine eminente Rolle beigemessen; dafür seien hier nur einige Beispiele genannt. In der Klingsor-Novelle von 1919 zitiert der Maler bei der Erinnerung an die hübsche Sekretärin Gina die dritte Strophe des Goethe-Gedichts *Nachklang*:

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!
Oh, du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Noch einmal kommt Goethe in der von Weinrausch inspirierten nächtlichen Vision Klingsors vor, in der der trunkene Maler als König der Nacht den Tanz der Welt dirigiert:

„Langsam stiegen aus den irdenen bläulichen Tassen, Sinnbild der Vergänglichkeit, die bunten Zauber, wandelten die Welt, färbten Stern und Licht. Hoch saßen sie in schwebender Schaukel überm Abgrund der Welt und Nacht, Vögel in goldenem Käfig, ohne Heimat, ohne Schwere, den Sternen gegenüber. Sie sangen, die Vögel, sangen exotische Lieder, sie phantasierten aus berauschten Herzen in die Nacht, in den Himmel, in den

² Ebenda, Bd. 12, S. 194-195.

³ Ebenda, Bd. 12, S. 147. vgl. dazu noch Reso Karalashwili, Harry Hallers Goethe-Traum. In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 97. Weimar: Hermann Böhlau Nachf. 1980. S. 229.

Wald, in das fragwürdige, bezauberte Weltall hinein. Antwort kam von Stern und Mond, von Baum und Gebirg, Goethe saß da und Hafis, heiß duftete Ägypten und innig Griechenland herauf, Mozart lächelte, Hugo Wolf spielte den Flügel in der irren Nacht."⁴

Der Name der neuen Gottheit, Abraxas, im Roman *Demian* stammt zwar von der Gnosis her, er „wird Hesse bereits während seiner intensiven Beschäftigung mit Goethes Werk in den Jahren 1895/96 begegnet sein. Er taucht im ‘Westöstlichen Diwan’ im ‘Buch des Sängers’, in ‘Segenspänder’ auf“⁵, meint der Hesse-Forscher Martin Pfeifer. In Goethes Gedicht taucht Abraxas im Gegensatz zu Talisman, Amulette und Siegelring als Wahn bringendes Prinzip auf:

Doch Abraxa bring ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffe,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag ich euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Aber auch das charakteristische Motto des Dostojewski-Aufsatzes *Die Brüder Karamasow oder Der Untergang Europas* (1919): „Nichts ist außen, nichts ist innen; denn was außen ist, ist innen“, das sich in der Erzählung *Innen und außen* (1920) noch einmal wiederholt und das wiederum in Hesses magisches Einheitskonzept hervorragend hineinpaßt, soll durch Goethes Gedicht *Epirrhema* angeregt worden sein:

Müset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten:
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ersten Spieles:
Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ists ein Vieles.

Im Roman *Der Steppenwolf* (1927) vertreten Goethe und Mozart die Unsterblichen, die Vollendeten, die die dritte, höchste Stufe der Menschwerdung erreicht haben, in der das Ungeteilt-Ganze wiedererlangt wird und die Haller als imaginär-geistige Vorbilder gelten. Zuerst wird der schizophrene Außenseiter Haller während eines Besuchs bei einem Professor mit einer nach dem bürgerlichen Geschmack sanft-klassizistisch frisierten Goethe-

⁴ Ebenda, Bd. 5, S. 320.

⁵ Martin Pfeifer (Hg.): *Hesse-Kommentar zu sämtlichen Werken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990, S.169-170.

Büste konfrontiert, über die er sich höchst empört. Dies mag ihm den äußeren Trieb zu seinem Goethe-Traum geben, in dem der weise gewordene alte Geheimrat für den zunächst unreifen und verständnislosen Haller als totes, verstaubtes Musealstück erscheint, obwohl dabei Haller das unsterbliche Goethesche Prachtgedicht *Dämmerung senkte sich von oben* plötzlich einleuchtet und er dadurch verunsichert wird. Goethe verhilft in diesem Traum dem Titelhelden durch den Skorpion, der für Haller ein „gefährliches Wapentier der Weiblichkeit und der Sünde“ ist, zur sinnlichen Sphäre, d.h. in eine neue Lebensphase des gescheiterten Geistes-Menschen Haller, in der Pablo-Mozart, Maria und vor allem Hermine als Seelengeleiter fungieren.⁶ Nachdem Haller auch diesen Teil des Lebens ausgekostet hat, können diese Figuren aus seinem Leben verschwinden, und im Magischen Theater wird Haller mit Hilfe der Unsterblichen auf die Rolle des Humors hingewiesen, mit dem er das Leben zu ertragen vermag.

Des weiteren sei hier nur noch auf Hesses Alterswerk, *Das Glasperlenspiel* (1943) hingewiesen, das eine späte Antwort auf Goethes *Wilhelm Meister* ist. Bereits der Name des Protagonisten Josef Knecht ist ein bewußtes Gegenstück zu Wilhelm Meister. Knecht verkörpert jenen Idealtypen Hesses vom Diener-Herrscher, der zuerst in der Hauptfigur Leo in der *Morgenlandfahrt* (1932) auftaucht und später im *Glasperlenspiel* thematisiert wird. Der neue Menschentyp ist kein Scheingroßer, kein Abenteurer der Geschichte, nicht der Korporal, der von heute auf morgen Diktator wird, kein durch Geburt und Berufung erwählter starker Mensch als historisches Vorbild, sondern er ersteht aus langlebigen Organisationen, „in welchen der Versuch gemacht wird, vom Geist und der Seele her Menschen zu sammeln, zu erziehen und umzuformen, sie durch Erziehung, nicht durch Eugenik, durch den Geist, nicht durch Blut zu einem Adel zu machen, der zum Dienen wie zum Herrschen befähigt ist.“⁷ Aber auch das von der Welt hermetisch abgekapselte pädagogische Reich der Glasperlenspieler, Kastalien, hat Bezüge zu Goethes pädagogischer Provinz.

Goethes und Hesses Entwicklungslehre im Vergleich

Um Goethes Auffassung von der Entwicklung skizzenhaft darzustellen, sollten einige seiner Reaktionen auf den Entelechie-Gedanken des Aristoteles sowie auf die Polaritätsgesetze in der Natur im Spiegel seiner autobiographischen Schrift *Dichtung und Wahrheit* und der Eckermannschen Aufzeichnungen *Gespräche mit Goethe* aufgezeigt werden.

Die Entelechie bedeutet seit Aristoteles (Von der Seele II 1. 412a) die Form, die sich im Stoff verwirklicht, eine Art Energie, besonders die im

⁶ vgl. Reso Karalashwili: *Harry Hallers Goethe-Traum*, a.a.O.

⁷ GW, Bd. 9, S. 181.

Organismus liegende Kraft, die ihm von innen her zu Selbstentwicklung und -vollendung verhilft. In diesem Sinne bezeichnet Aristoteles die Seele als die erste Entelechie eines organischen, lebensfähigen Körpers. In Goethes Schaffen spielt die Entelechie als Rechtfertigung der Unsterblichkeit eine äußerst wichtige Rolle; sie ist die Triebfeder der Produktivität, die dem Genie eigen ist und die normalerweise hauptsächlich im Jugendalter wirkt. In Ausnahmefällen jedoch, wie etwa bei Napoleon, herrscht die Entelechie auch in späteren Jahren. Es gibt aber auch produktive, geniale Menschen im hohen Alter, bei denen sich die geistig-seelische Jugend trotz Alterns des Leibes wiederholt, und so erleben sie gleichsam eine zweite Pubertät. Die Entelechie ist ewig, die im Falle eines Genies nach dem Ableben des Körpers dem schöpferischen Menschen neue Seinsform zu gewähren hat: „Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. – Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie, bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers, nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.“⁸

An einer anderen Stelle bemerkt Goethe über die unsterbliche Seele und die Polarität zwischen Leib und Seele, nachdem er sich über Fichtes Meinung, wonach Leib und Seele als ein so eng verbundenes Ganzes sich nicht trennen lassen, und über Kants Auffassung, wonach nämlich der menschliche Geist nur bis zu einer Grenze vorzudringen vermag, geäußert hat, folgendes: „So ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele [...] Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“⁹

Diese Aussage Goethes über die Unsterblichkeit wird durch eine frühere untermauert: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen [...] Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit: denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“¹⁰

⁸ Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Berlin und Weimar: Aufbau, 1982, S. 583.

⁹ Ebenda S. 321.

¹⁰ Ebenda S. 265.

Bei Goethes Entelechie-Auffassung ist äußerst wichtig, daß das Innere, das nach außen drängt und sich zu verwirklichen trachtet, das wahre, den eigenen inneren Bedürfnissen entsprechende und aus ihnen entspringende Wesen verkörpere und alles, was es dabei stört, von sich abschüttle: „Wir werden fort über viele Dinge, und so kommen wir auch wieder auf die Entelechie. ‘Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist’, sagte Goethe ‘ist mir ein Beweis, daß so etwas existiere.’“¹¹

Neben der Entelechie-Auffassung Goethes sind für seine Entwicklungslehre die Begriffe Polarität und Steigerung von großem Belang, die u.a. in einem Aufsatz über die Natur, der als Fragment im 32. Stück des *Tiefurter Journals*, der Gesellschaftszeitung des Anna-Amalia-Kreises, 1782/83 herausgegeben wurde, behandelt werden. Die unter dem Titel *Die Natur* bekannte Schrift stammt zwar nicht von Goethe, sondern seinem Schreiber Seidel; Goethe hat sie jedoch mit Korrekturen zum Druck versehen. 1828 reflektiert der alte Goethe darauf, indem er meint, die Schrift stamme wohl nicht von ihm, er wäre aber mit der Auffassung des Naturfragments völlig einverstanden, und in seiner Jugend hätte er auch starke Neigung zu einer solchen Art Pantheismus. Zum Schluß ergänzt er das Fragment gleichsam autorisierend mit der folgenden Bemerkung: „Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von *Polarität* und von *Steigerung*, jene der Materie, insofern wir sie materiall, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich’s der Geist nicht nehmen läßt, anziehen und abzustößen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.“¹² Als bestätigendes Beispiel für diesen Gedanken verweist Goethe auf die Metamorphose der Pflanzen und die Urform des Schädels, den Wirbelknochen.

Die Natur steht hier für das organische Leben schlechthin: und diese Natur beschreibt einen Kreislauf von Entstehung/Anfang/Neugeburt über Reife/Mitte/Mannesalter bis hin zu Vergehen/Ende/Tod. In ihr wirkt das Unbewegt-Bewegende, der Geist. Für die Polarität als der Materie angehörig ist also ein immerwährendes Anziehen und Abstoßen, eine horizontale Bewegungsstruktur charakteristisch, während für die dem Geist inhärente, immerstrebende Steigerung ein Aufsteigen, ein nach oben strebende, vertikale Bewegung kennzeichnend ist. Natur und Geist stehen in ständiger Wechselwirkung, sie können voneinander getrennt nicht existieren. Die

¹¹ Ebenda S. 345.

¹² Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe*. München: DTV 1998. Bd. 13, S. 48. (des weiteren Goethe, DTV.)

Natur ist das passive, empfangende, der Geist das aktive, befruchtende Prinzip.

Das Polaritätsgesetz in der Natur – inklusive des menschlichen Lebens –, bzw. das Prinzip der Steigerung, die Goethe auch Entgrenzung nennt, kommt immer öfter im Schaffen des alten Goethe vor. Am Ende des 8. Buches des zweiten Teils von *Dichtung und Wahrheit* rekonstruiert Goethe rückblickend auf seine Leipziger Studienjahre seine damalige „Privat-Religion“, nach der die Schöpfung ein *Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen* sei. „Menschsein bestehe einerseits im Begrenztsein, Selbst-Sein, andererseits in der Möglichkeit und Hoffnung der Entgrenzung, ein Zustand, der einerseits *niederzuziehen und zu drücken scheint*, andererseits aber Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben. Und nun bildet Goethe hier die Wörter: *Verselbsten* und *Entselbstigen*“¹³, bemerkt der Goethe-Forscher und -Editor Erich Trunz. In Goethes Formulierung heißt das: „Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig notwendig gedacht wird [...] Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit teilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern [...] (wir befinden uns in einem Zustand) der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.“¹⁴

Das Sich-Verselbsten ist Selbstwerdung, Selbstverwirklichung des Individuums in den engen Rahmen des beschränkten, materiellen Daseins, das z.B. dem jungen Werther je nach Gemütslage einerseits als glücklicher Zustand niederen Seins, d.h. als patriarchalische Idee eines Homer oder der Bibel oder als unwissend-naives Glück des Kindes – das als Möglichkeit noch ein Ganzes ist – bzw. als Idee des einfachen, durch Wissen nicht verbildeten Volkes Wahlheims vorkommt; andererseits erscheint das Sich-Verselbsten als Kerker, in dem eingesperrt das nach dem Unendlichen trachtende Genie leidet und sich zu befreien, d.h. sich zu entselbstigen, sich in dem unendlichen Wesen zu verlieren sucht, in jenem Wesen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Goethes Entwicklungsauffassung weist also folgendes Schema auf: Die Entelechie ist ein Beweis der Ewigkeit im Geistigen. In den gestalteten, Natur gewordenen Organismen walten polare Kräfte, die sich anziehen und abstoßen und sich in einem Kreislauf – nach dem Muster der Naturbewegung von Anfang/Aufgehen/Frühling – Mitte/Höhepunkt/ Sommer – Unter-

¹³ Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe*. München: Beck 1981. Bd. 6, S. 542-543.

¹⁴ Goethe, DTV. Bd. 9. S. 353.

gehen/Herbst – Ende/Tiefpunkt/Winter – bewegen. In diesem Kreislauf ist jegliches Lebewesen bestrebt, aufgrund des dem Geist zugeschriebenen Triebes zur Steigerung, Entselbstung oder Entgrenzung in der Entwicklungsstufe immer höher zu steigen. In diesem Sinne erlebt Werther den Tod als ein Hinübersteigen ins Metaphysische, als eine Rückkehr des Gottessohns zum ewigen Vater und ein Transzendieren seiner durch den Kuß vollendeten Liebe zu Lotte.¹⁵

Die Polarität, in der ebenfalls zwei sich ständig anziehende und abstoßende Kräfte walten, gilt als Triebfeder der Bewegung oder Entwicklung auch in Hesses Konzeption. Das größte und umfassendste Gegensatzpaar bilden Geist und Natur, dem weitere zahlreiche Gegensatzpaare zugeordnet werden, wie z.B. hell – dunkel, Gott – Alma mater, solar – lunar, Mann – Frau, Sein – Werden etc. Die Gegensätze sind Antinomien, d.h. jeder Teil enthält im Keim sein Gegenteil in sich, und so gestaltet sich die Bewegung nach dem dialektischen Schema: These contra Antithese. Dieser Gegensatz wird auf einer höheren Ebene in Synthese aufgehoben, die bereits im Entstehungsmoment die nächste Entzweiung in sich birgt. Die Entwicklung vollzieht sich im Spannungsfeld eines Kreises. Der Kreis folgt dem Schema der Natur: Anfang – Aufstieg – Höhepunkt – Untergang – Ende, das jedoch den Neuanfang gleich mit beinhaltet. Der Kreis ist oft eine nach oben, ins Unendliche strebende Spirale. Hinter, über oder in den Polen selbst herrscht die Einheit, die nicht mehr das Ureine ist, sondern ein nach der in ein Dualsystem gespaltenen, unvollkommenen Sphäre der Gestaltungen wiedererlangtes Ganzes. Der Protagonist ist bei Hesse immer ein Auserwählter, Außenseiter, der meistens, auf Irrwege von Ersatzmitteln – wie Alkohol, Liebe, Kunst – geraten, nach der wahren Einheit strebt. Er wird auf seinem Entwicklungsweg von Seelenführern begleitet. Dieser Entwicklungsweg ist nach Hesses Entwicklungslehre eine dreistufige Menschwerdung, die im Aufsatz *Ein Stückchen Theologie* (1932) thematisiert wird. Der Mensch befindet sich zunächst im paradiesischen, glücklichen Stadium der Unschuld und Geborgenheit des Kindes. Im zweiten Entwicklungsstadium – falls er es überhaupt erreicht – wird er, nunmehr bewußt geworden, in einem Zustand der Schuld mit den Forderungen und Gesetzen der Moral, der Kultur und der Religion konfrontiert, wobei das differenzierte Individuum notgedrungen erkennen muß, daß diese Anforderungen im absoluten Sinne nicht zu erfüllen sind. Deshalb verzweifelt und scheitert er oder entdeckt das „dritte Reich des Geistes“, das jenseits von Moral und Gesetzen liegt und das in Erleuchtungsmomenten u.a. der künstlerischen Inspiration, in den sog. magischen Momenten, in denen die Gegensätze aufgehoben werden, dem Protagonisten zuteil werden kann. Eine vierte, imaginäre Stufe bilden

¹⁵ Zu dieser Werther-Auffassung vgl. Géza Horváth: Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Dimensionen der Flucht. In: *Neohelicon*. Acta comparationis litterarum universarum. XXV/2. Budapest, Dordrecht, Boston, London: Akadémia/Kluwer Academic Publishers 1998, S. 197-213.

die Unsterblichen. Zu ihnen gehört auch die Goethe-Figur im *Steppenwolf*, die von Hesse im Goethe-Aufsatz *Dank an Goethe* zusammen mit anderen Weisen erwähnt wird: „Goethe der Weise. So klar und so liebenswert mir das Bild des zauberschen Dichters Goethe erscheint, so klar ich auch den Literaten und Lehrer Goethe zu sehen glaube – hinter diesen Gestalten steht, durch sie hindurchscheinend noch eine andere Gestalt. In dieser, für mich höchsten Goethegestalt vereinen sich die Widersprüche, sie deckt sich nicht mit der einseitig apollinischen Klassizität noch auch mit dem die Mütter suchenden, dunklen Faustgeist, sondern besteht eben in dieser Bipolarität, in diesem Überall-und nirgends-Zuhausesein [...] Er ist zeitlos [...] unpersönlich, denn alle Weisheit überwindet die Person [...] Diese Weisheit Goethes [...] atmet gemeinsame Luft mit der Weisheit Indiens, Chinas, Griechenlands, sie ist nicht mehr Wille und nicht mehr Intellekt, sondern Frömmigkeit, Ehrfurcht, Dienenwollen: Tao.”¹⁶

¹⁶ GW. Bd. 12, S. 151-152.